

# INTERNATIONALE STUDIERENDE UND POLITISCHES ASYL IN DER DDR

Kadriye Karcı

Wer aber sagte uns, was Würde sei?

*Christa Wolf in »Was bleibt«*

Ich erinnere mich nicht seit wann, jedes Jahr im November lese ich bevorzugt Christa Wolf. Es mag sein, dass diese Mühe eine Annäherung an das Verstehen ist. Ich versuche wahrscheinlich, mich in ihren Romanen wiederzufinden, vielleicht ist es ein vergeblicher Versuch, meine Erlebnisse aus einem System, das nicht in der Form erlebt sein sollte, aus Christa Wolfs Zeilen herauszulesen, ich versuche es andersherum zu lesen, die Beschattungen, die Abhörungen, und Präsenz der Polizei vor meiner Türschwelle zu spüren, eindringend bis in meine engsten Kreise. Ich versuche, wie Christa Wolf meine innere Stimme zu erreichen. Dieses Jahr begleitet mich Ihr Werk »Was bleibt«, in ihrem Titel verzichtet sie auf ein Fragezeichen sowie überhaupt auf eine Zeichensetzung, zuerst fasse ich es als eine Frage auf und stelle schnell fest, dass es keine ist. Die Auslassung ist der blanke Versuch, das Gebliebene wahrzunehmen.

Was bleibt

Nach dem Fall der Mauer habe ich mich gefühlt wie ein Objekt, ich wusste nicht, was ich begehrte, was ich liebte, welche Farben ich mochte, ob ich eine Hose oder einen Rock anziehen wollte. Ich erzähle das nicht, um mein Begehren gegenüber dem Konsum zum Ausdruck zu bringen, sondern um meine Lage aufgrund der Strukturen zu verdeutlichen – weil in der Zeit unserer illegalen Aktivitäten alle unsere Entscheidungen von den

Verantwortlichen für uns gefällt wurden, von den Klamotten, die wir tragen, bis hin zu den Getränken, die wir trinken sollten ... Das Gefühl, sich wie ein Objekt zu fühlen, ist wieder eingetreten, während ich diese Zeilen formuliere, allerdings nun im historischen Kontext, also ein Objekt der Geschichte, ein Objekt, das schreibt und spricht.

Politischer Flüchtling

Ich bin in die DDR gekommen ohne den heutigen Begriff des politischen Flüchtlings aus der BRD zu kennen. Ohnehin habe ich erst nach dem Fall der Mauer während der Berufungsphase meines abgelehnten Antrages auf die deutsche Staatsbürgerschaft erfahren, dass ich ein politischer Flüchtling in der DDR war, beziehungsweise nun so betrachtet wurde.

Nach dem Fall der Mauer hatten die Gesetze der DDR noch ihre Gültigkeit bis zum 3. Oktober 1990 und während ich versuchte, meinen Aufenthaltsstatus/mein Studentenvisum zu einem fristlosen Aufenthalt zu ändern, fand ich heraus, dass ich eigentlich das Recht auf eine doppelte Staatsangehörigkeit in der DDR hatte. Ich war schwanger und versuchte mir vorzustellen, in die Türkei zurückzukehren und gleichzeitig meinen legalen Aufenthaltsstatus in Deutschland zu sichern. Meinen Antrag auf die Staatsbürgerschaft stellte ich noch in der DDR. Da sich allerdings die bürokratischen Prozesse verzögerten, wurde mein Fall unter den Kriterien der BRD-Gesetze verarbeitet und

statt einer doppelten Staatsangehörigkeit erhielt ich eine Ablehnung. Das hatte viel Aussagekraft. Ich hatte in der DDR gelebt, marxistisch-leninistische Philosophie an der Humboldt-Universität studiert und folglich war ich uninteressant für die BRD. Ich habe mich der Entscheidung widersetzt und habe Einspruch eingelegt, indem ich klagte. Meine Akte lag nun der Ausländerbehörde vor und hier erfuhr ich auch, dass ich ein politischer Flüchtling war. Ich hatte keinen blassen Schimmer, ob in der DDR überhaupt etwas wie ein Ausländergesetz existierte, mein Status beruhte auf inoffiziellen Absprachen der Kommunistischen Partei Türkei und der SED und das hatte ich nie hinterfragt, da ich nie in eine Situation kam, wo ich mich innerhalb der Gesellschaft in der DDR legal rechtfertigen musste.

Der Prozess dauerte an bis 1995/1996 und ging an das Landesgericht. Ich verlor und hatte die Option auf Berufung. Allerdings hätte mich das 30.000 Mark gekostet, falls ich den Berufungsprozess verlieren würde, wofür ich einfach nicht die Mittel hatte. In dem Gerichtsbeschluss war festgelegt, dass ich erst in 8 Jahren wieder einen Antrag auf die deutsche Staatsbürgerschaft stellen durfte. Das war meine erste Begegnung mit den Gesetzen und der gesellschaftlichen Auffassung in der BRD und der Aushebelung der Errungenschaften der DDR. Nachdem meine Wartezeit für einen erneuten Staatsbürgerschaftsantrag abgelaufen war, stellte ich meinen Antrag erneut. Nach sechs Jahren Bearbeitung wurde er angenommen und ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten. Im späteren Verlauf musste ich noch des Öfteren feststellen, wie die antikommunistische Haltung bis ins tiefste Mark des Staates drängte.

Das wohl Positivste am Mauerfall für mich ist

die Zugänglichkeit zu Büchern und Philosophen, welche in der DDR nicht zu finden gewesen waren. So habe ich Werke von Rosa Luxemburg und Gramsci erst Jahre später lesen können. Ich hatte ihre Bücher einfach vorher nicht gesehen und kann mich an deren Erwähnung während meines Studiums nicht erinnern. Nebst dieser Leerstelle hatten wir unsere kritische Dialektik nicht ausbauen können, indem wir die westeuropäischen progressiven, demokratischen oder kommunistischen Werke nicht in die Hände kriegten – sie waren schlichtweg nicht zu finden gewesen. Ich beendete mein Studium an der Humboldt-Universität im Jahr 1991. Im letzten Semester kamen Dozenten aus Westdeutschland, um Lesungen und Vorträge abzuhalten und wir entdeckten gemächlich die uns bisher vorenthaltene Welt.

#### Die größte Erfahrung in meinem Leben

Die wollen, dass ich ihnen gleich werde, denn das ist die einzige Freude, die ihrem armen Lebensgeblieben ist: anders sich gleichzumachen. Christa Wolf in »Was bleibt«

Ich möchte einen zuvor erwähnten Gedanken fortführen; in der Illegalität und in der DDR, wobei ich das erst im Nachhinein verstanden habe, wurden wir alle zu Objekten und Funktionen innerhalb der kommunistischen Partei der Türkei, wie in allen anderen Parteien, die Mitglieder der Kommunistischen Internationale sind. Zu versuchen, die eigene Individualität wieder zu erlangen und zugleich wieder in einem kapitalistischen System zu sein, obwohl ich genau aus diesem Grund meine Heimat verlassen hatte, kränkte mich. Innerhalb der Partei wurde es zwar nicht offen ausgesprochen, aber es machte sich be-

merkbar, dass die Funktionen und Objekte innerhalb einer Partei in konspirativen Bewegungen und unter Umständen des Kalten Krieges keine demokratischen Verhältnisse erwarten konnten, nicht allzu viele Fragen stellen oder auch nicht oppositionell sein durften. Schließlich wurden diese Vorgehensweisen von meiner damaligen kommunistischen Partei der Türkei vergötzt und alle Parteimitglieder waren sowieso schon zu Volkshelden ernannt.

In dem Zustand des Objekts wird das eigene Denken nicht mehr gebraucht, beziehungsweise praktiziert, folglich bleibt einem dann auch keine Farbe mehr übrig, für die man sich als Lieblingsfarbe entscheiden könnte. Natürlich ist das eine Widersprüchlichkeit, da die gleiche Partei, die mich zu diesem Zustand bringt, mich darin unterstützt und fördert, eine neue Sprache zu lernen und fünf Jahre marxistisch-leninistische Philosophie zu studieren. Wer hätte das gedacht, dass ich eines Tages Marx und Kant in ihrer Muttersprache lesen und am allerwichtigsten: verstehen kann, und im Vergleich zu den Möglichkeiten der anderen Flüchtlinge ...! Die Chance in dem Land zu leben, in dem der Sozialismus real praktiziert wird, wovon wir in der Türkei geträumt haben, trotz all meiner Kritik, das war die größte Erfahrung in meinem Leben.

Woher kommst Du?

Nachdem die Mauer verschwand, traten die Nationalitäten wieder in den Vordergrund, was mich sehr stutzig machte. Ich hatte mich zuvor nie mit meiner Nationalität vorgestellt. »Woher kommst du?« Woher ich aus der Türkei stamme? Ich lernte, nach meinem Äu-

ßeren zu urteilen, dass ich aussah wie eine Kurdin oder Lateinamerikanerin. Ich wünsche mir, dass wir uns nicht nach ethnischen oder nationalen Zugehörigkeiten definieren müssen.

An dem Denkmal an der Bernauer Straße gehe ich auf die Ostseite der Mauer, dann wieder in den Westen, dann wieder auf die Ostseite ... Östlich oder westlich der Mauer zu sein, ich glaube, dass ich mich auf der Ostseite immer noch wohler fühle, gesellschaftlich gesehen bin ich immer noch im Osten, oder auf der anderen Seite, hier möchte ich auch sein. Wie einige meiner alten Genossen aus dem Westen es zu sagen pflegten: Ich bin eine »Ost-Türkin«, was auch immer das bedeuten mag ...

Es ist das Jahr 1984 in Istanbul, mein Vater und ich sind sehr glücklich darüber, dass ich mein Jurastudium nach einem Jahr abschließen würde. Jede Woche, wenn er aufgrund seiner Arbeit als Lastenfahrer nach Istanbul kommt, träumen wir davon. Allerdings gibt es Tatsachen, die mein Vater vielleicht erahnt, aber nicht weiß. Wie, dass sich unsere Jugendorganisation nach dem Putsch am 12. September 1980 entschlossen hat, aktiver in das politische Geschehen einzugreifen und ich ein Mitglied dieser Organisation bin, dass viele unserer Freunde in Polizeigewahrsam sind und dass mein Verlobter und ich gesucht werden.

Mein Vater war in seiner Großfamilie der Einzige, der sich eine kritische und sozialdemokratische Haltung angeeignet hat. Wir waren sechs Geschwister und in unserem Elternhaus waren Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Respekt höchste Werte, danach wurden wir erzogen. Die literarischen Werke wie von Yasşar Kemal, Yilmaz Güney, Tolstoi, Dostojewski zu lesen war immer eine stark geförderte Aktivität. Mit der 68er Bewegung sind

wir als ganze Familie noch politischer geworden. Mein älterer Bruder war an der Universität einer der Studentenfürher. Wie in anderen europäischen Ländern gab es auch in der Türkei starke studentische Aktivitäten, in denen mehr demokratische Rechte, wie autonomes akademisches Leben, Meinungs- und Pressefreiheit und Versammlungsrecht gefordert wurden. Wirtschaftlich ging es dem Land auch nicht gut. Die Inflationsrate war sehr hoch und Lebensmittel waren knapp. Die Menschen mussten stundenlang anstehen, um Nahrungsmittel zu erhalten. Die damalige Regierung war konservativ. Paramilitärische Organisationen machten Jagd auf die demokratischen Kräfte und Student\*innen. Mehrere Student\*innen wurden entweder von diesen paramilitärischen Organisationen oder von den Faschisten ermordet. Viele dieser Mordakte wurden bis heute nicht aufgeklärt. Die Aktivitäten von den Student\*innen wurden dadurch mehr und mehr radikalisiert, sie besetzten die Universitäten und bestreikten Vorlesungen. Die Studierendenproteste standen landesweit als erster Punkt auf der Tagesordnung. Schließlich hat die Regierung in den Großstädten den Ausnahmezustand verhängt, worauf im Jahr 1971 ein Militärputsch folgte. In diesen 1970er Jahren hatten wir viel mit Militär, Gefängnissen und Gerichten zu tun. Diese Zeit war für uns eine der schwierigsten Zeiten unseres Lebens.

Nach meinem Besuch eines staatlichen Lehrgymnasiums bin ich an der Universität in Izmir 1979 Mitglied der sozialistischen Jugendorganisation geworden. Nachdem ich das dortige Studium an der Architekturfakultät abgebrochen hatte, begann ich 1982 das Jurastudium an der Istanbuler Universität. Das war ein Luxus für die Einkommensverhältnisse meiner Eltern. An einer Universität zu studieren war ein kostspieliges Vorhaben.

Meine Eltern mussten alles aus eigener Kraft finanzieren. Die staatliche Unterstützung war äußerst gering und nicht jede/r konnte diese Unterstützung erhalten. Wir waren sechs Geschwister. Nur mein Vater und eine meiner Schwestern arbeiteten. Meine Mutter war Hausfrau. Sie versuchte, neben der Hausarbeit mit Teppichweben den Haushalt zu verbessern. Mein Vater hatte mir aber seine Unterstützung im Falle einer Zulassung zum Jurastudium zugesichert. In Istanbul hatte ich sehr zaghaft die Arbeiten für die Jugendorganisation, die der illegalen Kommunistischen Partei der Türkei (TKP) nahestand, wiederaufgenommen. Zaghaft und in sich widersprüchlich deshalb, weil ich mein Wunschstudium zu Ende bringen wollte und die Lage in dem Land und an den Universitäten seit dem Militärputsch 1980 sehr heikel war. Auf der anderen Seite wollte ich politisch aktiv werden. In der Zeit waren alle politische Aktivitäten unerlaubt, d.h. sie waren illegal. Angesichts meiner Haltung wurde ich als Kurier für die Verteilung der illegalen Zeitung der Organisation eingesetzt, obwohl ich kein Mitglied der Partei war ... Von 1983–1984 wollten die TKP und meine Jugendorganisation die politischen Aktivitäten wieder aufnehmen, obwohl weiterhin der militärische Ausnahmezustand herrschte. Es sollte eine landesweite Verteilaktion der illegalen Parteizeitung Atılım an den Universitäten stattfinden. Sie ist aber nicht zustande gekommen, da es kurz davor polizeiliche Durchsuchungen in den Studentenwohnheimen und an den Unis gab. Mehrere Hundert Student\*innen wurden in Untersuchungshaft gebracht. Nach den Polizeieinsätzen in der Universität und in unseren Unterkünften forderte die Organisation, dass ich mein Studium abbreche, aber ich wollte unbedingt zum Jahresende meine Prüfungen ablegen. Die Partei bestä-

tigte kurz vor den Prüfungen meine Teilnahme. Zu dieser Zeit erfuhr ich, dass die Polizei Freunde über mich befragte.

Nach meinen Prüfungen ging ich zu meinen Eltern zurück, mein Verlobter war bereits in die Illegalität gegangen, die Partei forderte mich auf, nach Istanbul zurückzukehren, sobald es ihrer Meinung nach an der Zeit dafür wäre. Das war ein schwieriger Sommer für mich. Schließlich erhielt ich die erwartete Nachricht und verabschiedete mich von meiner Mutter. Sie hatte geahnt, dass etwas nicht stimmte, sie sagte »Das wird nicht gut gehen« und ich kam vorerst nicht mehr zurück.

#### Entscheidung auszureisen

Nach meiner Ankunft in Istanbul bin ich in die Illegalität übergetreten. Ich lebte gemeinsam mit meinem Verlobten in einer Wohnung der Partei. Tagsüber, wenn die Mieter nicht da waren, durften wir keine Laute machen, keinen Tee kochen, oder etwas zu Essen zubereiten, nicht einmal das Klo spülen. Wenn die Mieter von der Arbeit zurückkamen, wurde es entspannter für uns. Natürlich kam manchmal Besuch und dann mussten wir uns in einer kellerartigen Kammer verstecken und uns reglos hinlegen. Zum Glück kamen die Gäste nicht so oft. Das war eine sehr schwere Zeit für mich, ich konnte meiner Familie nicht schreiben und mein Vater konnte mich nicht mehr wie in den Studentenunterkünften besuchen kommen.

Wir erhielten nach einer Weile die Entscheidung der Partei; wir sollten ins Ausland. Trotz der Umstände der Konspiration und der nicht vorhandenen Demokratie in unserer illegalen Organisation forderte ich Zeit zum Nachdenken ein. Ich musste mich entscheiden,

ob ich aus der Organisation austrete und zur Juristin werde, oder ob ich mit meinem Verlobten in der Organisation bleibe, um aktiv am politischen Geschehen teilzuhaben. Das war eine schwierige Entscheidung und ich entschied mich, unter einer Bedingung ins Ausland zu gehen: Ich wollte studieren. Mit einem gefälschten Pass bin ich mit dem Zug am 9. September 1985 mit einem Ticket nach Wien losgefahren. Ich wollte in Sofia aussteigen, mein Verlobter hatte sich zwei Tage zuvor auf den Weg gemacht.

Am 10. September 1985 kam ich in Sofia an. Mein Verlobter und ich blieben dort in einem Hotel mit Blick auf den zentralen Platz. Ich erfuhr erst später, dass es das Hotel der Kommunistischen Partei Bulgariens war. Ein mir bisher unbekannter Genosse empfing uns und sagte, dass wir die Hotelzimmer nicht verlassen dürften, das Essen werde in die Zimmer gebracht. Wir haben zuerst nicht verstanden, was das zu bedeuten hat. Später haben wir uns anhand der Stimmen gedacht, die wir aus den anderen Zimmern hörten, dass weitere türkisch sprechende Parteiangehörige in dem Hotel untergebracht waren und sie uns aufgrund der Konspiration nicht sehen durften.

Der 10. September war der Feiertag des Sozialismus in Bulgarien. Ich konnte die Feierlichkeiten etwas vom Balkon aus verfolgen. Am nächsten Morgen teilte uns der Genosse von zuvor mit, dass wir am nächsten Tag abreisen würden. Wir wussten nicht wohin, er hatte keinen Ort erwähnt und wir hatten auch keine Gelegenheit zu fragen. Am 12. September machten wir uns auf den Weg und erfuhren erst am Flughafen, dass wir in die Deutsche Demokratische Republik fliegen würden. Uns wurde mitgeteilt, dass ein Genosse uns am Flughafen Schönefeld entgegennehmen werde. Dafür erhielten wir ein

Passwort. Ich bin an diesem Tag das erste Mal geflogen, und der Ort an dem wir landen sollten, war sozialistisch.

War es nicht der Ort, von dem wir geträumt hatten, während wir Gedichte und unsere Marschgesänge auf den Plätzen brüllten? Nun war ich auf dem Weg dorthin, worüber der griechische Dichter und Kommunist Nâzim Hikmet schrieb: »Wir werden die Motoren gegen dem Blauen steuern« (im Kindergedicht: »Wir werden schöne Tage erleben«). Ich hatte dafür in Kauf genommen, verhaftet und gefoltert zu werden, ich hatte meine Heimat dafür verlassen. Mich hatte die Euphorie und auch zugleich die Angst ergriffen, was sollten wir in der DDR machen, würden wir studieren können, die Sprache lernen, wann würden meine Eltern benachrichtigt werden, wie traurig sie doch waren, als sie mich nicht mehr erreichen konnten. Meine große Schwester, die auch in der Partei aktiv war, hatte ihnen zuletzt mitgeteilt, dass es mir gut ging.

### Meine ersten Tage in der DDR

In Schönefeld begrüßte uns ein Genosse der Kommunistischen Partei der Türkei und brachte uns in ein Hotel der SED in der Nähe der Jannowitzbrücke. Das Hotel war eines der ersten Gebäude, welches nach dem Fall der Mauer abgerissen wurde, heute steht dort ein Gebäude von internationalen Investmentbankern. Wir durften zwar das Hotel verlassen, sollten uns aber nicht zu sehr entfernen und mit niemandem sprechen. Als treue Soldat\*innen der Partei verfolgten wir die Anweisungen und spazierten zwar ein wenig, allerdings sehr zurückhaltend. Berlin war mir vorher nicht so sehr bekannt, von der

Mauer aber wusste ich, weil einige »Gastarbeiter\*innen« aus meiner Heimatstadt in West-Berlin lebten und arbeiteten. Wenn sie in der Türkei waren, erzählten sie uns von der Mauer. Ich konnte mir aber überhaupt nicht vorstellen, wie sie tatsächlich war.

In den ersten Tagen in Berlin konnte ich nach der monatelangen Illegalität kaum realisieren, dass ich mich frei bewegen konnte, dass ich in einem sozialistischen Land war. Auf jeden Fall aber war ich aufgeregt, weil ich mich wegen meinen politischen Einstellungen nicht verstecken musste, keine Angst vor der Polizei, vor Inhaftierung und Folter haben musste.

Wir bemerkten die Glockengeräusche in der DDR. Ich stellte meine kulturellen Defizite fest, als ich katholische Kirchen von protestantischen Kirchen nicht unterscheiden konnte. Obwohl ich aus dem Land stammte, wo diese Religion geboren und verbreitet wurde. Über sie und über andere Kulturen wurde und wird in der Türkei nirgendwo gelehrt.

September 1985, Berlin bot uns viele Grautöne. Das Wetter war neblig und ein leichter Regen war stetig vorhanden. Ich erinnere mich an meine Kopfschmerzen, weshalb schmerzte es? War es der Abschied, der Frust über das Ungewisse, alles und alle verlassen zu haben? Die Frage, was meine Schmerzen auslöste, kann ich bis heute nicht beantworten. Jedenfalls waren diese Schmerzen Jahre lang mein treuer Begleiter. Im Hotel waren die Speisen schön, ich kann mich nicht an einen Namen der Gerichte erinnern, wir wurden behandelt wie besondere Gäste. In der Türkei konnte ich mir so ein Essen in einem Restaurant oder Übernachtungen in einem Hotel nicht leisten. Das Gefühl, als ob ich ein besonderer Gast wäre, war mir auch fremd, in der Türkei war ich ja vom Staat unerwünscht.

Der Genosse, der uns in das Hotel brachte, teilte uns mit, wir sollten Geduld haben, da noch andere Genossen erwartet wurden und ging dann auch wieder. Wir sahen ihn erst nach einem Jahr in Berlin wieder.

Während ich diese Zeilen schreibe, beherrschen mich immer wieder die gleichen Gefühle; der Computer und das Schreibprogramm sind an, und ich frage mich immer wieder aufs Neue, was wollte ich erzählen? Ja, meine Ankunft in der DDR und wie ich den Fall der Mauer erlebte. Ist es nicht ein Kreislauf, der sich immer wieder abspielt? Nicht nur für die Türkei, sondern überall dort, wo Diktatoren und Kriege sind? Nein, die Zeit um 1989-1990, das Ende des Kalten Krieges, kennzeichnet einen besonderen Abschnitt der Geschichte, in der ich als Kommunistin die gemachten Fehler wahrnehmen konnte, beziehungsweise die Fehler zutage kamen, welche unsere Partei und alle Schwesterparteien und die Kommunistische Partei der UdSSR in der Gründung des Sozialismus gemacht hatten; es war die Zeit der Ernüchterung.

Ich schätze mich trotz allem glücklich, sehr glücklich sogar. Ich war nach Ansicht von manchen verängstigt vor dem Gefängnis geflohen, nach Ansicht von anderen hatte ich genau das Richtige gemacht. Was ist richtig und falsch? Wenn ich rückblickend überlege und mir vorstelle, wie mein Leben in der Türkei verlaufen wäre, erscheinen mir keine konkreten Bilder. Es ist viel Zeit vergangen. Ich wünsche mir immer noch, eine aktive Juristin gewesen zu sein, in Deutschland stellte sich der Versuch als problematisch dar, denn der Abschluss aus der Türkei wird hier nicht anerkannt und es ist auch nicht möglich, die Abschlüsse anzugleichen.

Ich bin schon seit 34 Jahren in Deutschland aber ich merke, dass die Zeit, die ich in der

DDR verbracht habe, für mich die bestimmende ist. Ich versuche das anzunehmen, soweit es mir obliegt. In meiner Zeit in der DDR habe ich im Rahmen unserer Werte und politischen Ansichten eine persönliche Zugehörigkeit entwickelt. Ich habe die internationale Solidarität erlebt, ich habe während meines Studiums mein Bewusstsein für eine gerechte Gesellschaft ohne Ausbeutung, ohne Unterdrückung weiterentwickelt. Das Gefühl, dass ich ein Teil dieses Kampfes für eine menschlichere Gesellschaft war, hat mich glücklich gemacht. Nein, ich konnte mir nicht vorstellen, was alles passieren würde, wenn die BRD über die DDR herfallen würde. Allerdings sehe ich am 30. Jahrestag des Falls der Mauer und am 29. Jahrestag der »Wiedervereinigung«, dass der Verlust jener Werte und ihre Zersetzung eine große grundlegende Rolle spielen für die gesellschaftlichen Probleme, die wir heutzutage erleben.

Wismar – Greifswald – Berlin

Natürlich war die Sprache zu Beginn meiner Zeit in der DDR ein Problem. Zunächst sprach ich Englisch, verlernte es jedoch mit der Zeit. Es gab eine Phase, in der ich sprachlich durcheinandergeriet. Letztendlich waren es ja Sprachen, die ich erst später gelernt hatte und somit auch schnell wieder verlernte. Meinen ersten Deutschkurs begann ich in Wismar, ich war zu der Zeit 24 Jahre alt. In unserem Wohnheim waren außer uns auch Kommiliton\*innen aus Äthiopien, Angola, Syrien und Kambodscha untergebracht. Die Äthiopier\*innen und Kambodschaner\*innen waren sprachlich sehr talentiert, sie lernten oft bereits ab frühem Kindesalter eine zweite Sprache, deshalb waren sie in dieser Hin-

sicht lernfähiger. Außerdem faszinierte mich das Können der äthiopischen Freund\*innen, die sehr gut Tischtennis spielten. Gegen sie gewann ich nie ein Match.

Wir waren fünf Personen aus der Türkei, die gemeinsam ein kommunales Leben in Wismar führten. Wir hatten eine Person als Parteisekretär gewählt. Unser Genosse, der im Politbüro der Partei tätig war, hatte uns mitgeteilt, dass es unsere Parteaufgabe sei, eine neue Sprache zu lernen und zu studieren. Ich konnte das nicht ganz nachvollziehen, denn ich hatte sie in Istanbul angefleht, weiter studieren zu können und nun war es meine Aufgabe, zu studieren. Es fühlte sich für mich so an, als wären wir aussortiert worden. Keine Aktionen, keine Proteste oder dergleichen; nur lernen und lesen. Obwohl es natürlich auch ein Gewinn für die Partei war, fühlte es sich für uns, die gerade aus der heißen Phase des Widerstandes kamen, an als wären wir passiv gestellt worden.

Nach meinem ersten Semester in Wismar sollte ich einen Sprachkurs in Greifswald besuchen, da nun die Entscheidung, welche Studienplätze wir später antreten sollten, getroffen worden war. Deshalb war es für mich vorgesehen, die Sprachschule an der Ernst Moritz Arndt Universität in Greifswald fortzusetzen. Mein Ehemann blieb in Wismar und ich besuchte ihn fast an jedem Wochenende, ich kann mich erinnern, wie ich die Zugfahrten genoss. Außer meinem Sprachkurs hatte ich ja nichts zu tun, außer Zeitschriften und Zeitungen von vor Monaten aus der Türkei zu lesen und Deutsch zu lernen. Wenn ich heute daran zurückdenke, könnte man meinen, dass ich depressiv war, allerdings war ich in einem sozialistischen Land, ich konnte mich keineswegs kritisch zu diesem Land verhalten, es war alles so, wie wir es uns ausgemalt hatten, das einzige Problem war die Kommu-

nikation in die Türkei. Ich durfte nur alle sechs Monate einen Brief an meine Familie versenden, ich musste immer vom Winter erzählen, wenn es Sommer war und umgekehrt, weil meine Familie die Briefe erst nach Monaten erhielt. Lange Zeit ging meine Familie davon aus, dass wir uns in den Niederlanden aufhielten, denn wie ich später erfuhr, wurden die Briefe von einer niederländischen Adresse aus in die Türkei gesendet. Wir gaben unsere Briefe in offenen Umschlägen an die Partei weiter, wir durften keine Informationen zu den Orten und Ländern, in denen wir uns aufhielten, schreiben, genauso durften auch die versendeten Fotos keine Hinweise erhalten. Die offenen Briefe wurden kontrolliert, gegebenenfalls wurden die bedenklichen Passagen rot unterstrichen und die Briefe kamen zurück. Ich tat mich sehr schwer, dies zu akzeptieren. So zerriss ich im ersten Jahr meines Studiums in Berlin einen Brief, der zurückkam und habe dann vorerst keine Briefe mehr geschrieben.

Als wir 1986 zurück nach Berlin kamen, erwartete uns ein anderer Genosse aus der Partei am Bahnhof Lichtenberg. Wir erfuhren, dass außer ihm noch drei weitere Genossen in Berlin waren, um zu studieren. Wir freuten uns, allerdings entwickelten sich diese Beziehungen selten darüber hinaus, zur selben Partei zugehörig zu sein. Wir hatten in Wismar unsere neuen Identitäten erhalten, ich war nun Nordzyriotin und hatte einen anderen Nachnamen erhalten. Ich behielt meine Identität bis 1990, als ich und mein Mann, den ich offiziell erst 1991 heiratete, bei dem türkischen Konsulat in der DDR neue Ausweise beantragten. Bedingt durch konspirative Zustände fragte mich an der Uni kaum jemand eingehend nach meiner Herkunft, nur wenige stellten oberflächlich solche Fragen. Es war dann schließlich eine Gegebenheit, die

mein Mann und ich mit einem Parteigenossen erlebten, als wir 1986 nach unseren Aufenthalten in Wismar und Greifswald nach Berlin kamen, die unseren Zustand der Isolation auf die Spitze trieb. Wir waren in einem Studierendenheim in der Nähe des Tierparks untergebracht, unser Genosse sagte uns, dass wir draußen kein Türkisch mehr sprechen durften, wir sollten uns auch nicht in der Nähe der Friedrichstraße aufhalten. Dass wir kein Türkisch sprechen sollten, konnte ich einigermaßen nachvollziehen. Allerdings verstand ich nicht, wie ich an der Humboldt-Universität studieren sollte, ohne in der Nähe der Friedrichstraße zu sein. Es stellte sich später heraus, dass sich unser Genosse, der uns Anweisungen erteilte, nicht so gut auskannte in Berlin.

Eine weitere Anweisung war, dass wir nicht so viele Fragen stellen sollen. Wenn wir zum Beispiel eine schiefe Mauer sehen sollten, sei es wichtig, nicht zu fragen, weshalb denn die Mauer schief sei. Die Genossen aus der SED würden schon ganz genau wissen, warum sie die Mauer schief erbauen ließen. Die symbolische Bedeutung dieser Anweisung verstand ich erst im Laufe der Zeit. Eines Tages sind wir hoch auf die Aussichtsplattform im Fernsehturm am Alexanderplatz und konnten die Mauer um Berlin in aller Klarheit sehen. In meiner Wahrnehmung damals sah ich Ost-Berlin in den Mauern und nicht West-Berlin. Es war steigende Isolation einerseits, auf der anderen Seite ein Versuch, mich mit der Notwendigkeit der Mauer zu identifizieren und einen Ausweg daraus zu finden, worauf diese Notwendigkeit beruht. Obwohl meine Universität sehr nahegelegen zur Grenze am Brandenburger Tor war, näherte ich mich diesem Übergang nur ein, zwei Mal aus der Ferne, zum Übergang an der Warschauer Straße ging ich erst nach dem 9. November 1989.

Kampf mit Kant, Hegel, Marx und Engels an der Humboldt-Universität – Internationale Solidarität erleben

Es ist für mich eine große Ehre, an der Humboldt-Universität studiert zu haben und ich bin der Humboldt-Universität und meinem Studium immer noch sehr verbunden. Obwohl ich denke, dass ich den Studieninhalten nicht ganz gerecht werden konnte, ist und bleibt es eine Tatsache, dass ich an der gleichen Universität wie Hegel und Marx studiert habe. Ich las deren Werke in ihrer Originalsprache und das ist mir bis heute sehr wichtig. Allerdings bereitete mir das zugleich sehr große Schwierigkeiten.

An der HU waren sowohl Student\*innen aus illegalen Schwesterparteien wie der meinen, als auch entsandte Studierende aus legal agierenden kommunistischen Parteien und deren Jugendorganisationen. Es war eine internationale Universität, so gab es Studierende aus Nordjemen, Bolivien, Griechenland und Angola in meiner Klasse. Im Studierendenwohnheim kamen dann noch Mitbewohner\*innen aus Palästina, Chile, Brasilien, Kuba hinzu. Es gab auch einige wenige Studierende aus Syrien, die meist Ingenieurwesen studierten. Sie bezahlten ihr Studium in Fremdwährungen und waren auch nicht sonderlich engagiert im politischen Sinne.

Das Studium an der Humboldt-Universität war ein Paradebeispiel für die internationale Solidarität, schließlich kann man es als mutig bezeichnen, auf Grundlage eines neunmonatigen Sprachkurses Philosophie zu studieren. Innerhalb unserer Seminargruppe wurden uns zwei Kommilitonen zugewiesen, mit denen wir uns regelmäßig trafen und über die Themen, sowie die Lesungsnotizen sprachen.

chen. Das systematische Mitschreiben von Vorlesungen hatte ich in der Türkei in solcher Form nie gelernt, Gliederungen und Konzepte für Mitschriften waren im Gegensatz zu meinen einheimischen Kommilitonen neu für mich. Ich hatte zwar kein besonderes Talent für die Sprache, aber war stets sehr fleißig und lernbereit, ich bemühte mich tage- und nächtelang einen Satz von Marx, Kant oder Hegel zu verstehen, wobei die Sätze oft ganze Absätze lang waren.

Wie eingangs angedeutet, leistete das Büro für internationale Studierende ebenfalls seinen Beitrag zur Solidarität und stand uns bei allen Sorgen und Problemen zur Verfügung. Wir hatten außerdem die wunderbare Möglichkeit, den sogenannten Studentensommer für uns zu entdecken. Es war ein Austauschprogramm unter den sozialistischen Ländern. Das Programm war so strukturiert, dass drei bis vier Wochen in einem Land gearbeitet wurde und man sich dann für zwei Wochen einem Urlaubsprogramm anschließen konnte. Unser erstes Ziel war natürlich die Sowjetunion. Wir konnten schließlich 1988 nach Moskau und arbeiteten in einer Brotfabrik. Im Anschluss bereisten wir Kiew, Tallinn und Riga als Gruppe. Im Vergleich zur DDR kann ich sagen, dass wir hier erst dem echten Sozialismus begegnet sind, die Lebensqualität war in der DDR um ein Vielfaches höher. Die Produktionsgeräte in der Brotfabrik stammten aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, die Hälfte der Produktion war unbrauchbar, denn aufgrund des schlechten Zustands der Geräte kamen die Brote nicht richtig aus der Form und ein Teil der Brote brannte sich immer weiter in die Formen ein. Der Anteil an Broten, der unschön aussah, wurde an die Armee gesendet oder mit Gärungsmitteln zu Kuvasz verarbeitet, was überall umsonst zu finden war. Das war für uns völlig irritierend,

so waren insgesamt die Lebensstandards sehr schlecht, uns hatte man auch Lebensmittelkarten für Zucker und einige weitere Nahrungsmittel ausgehändigt. Abgesehen von prächtigen U-Bahn-Stationen, Alleen und Schulen, waren zum Beispiel die Regale der Supermärkte leer, es wurden Bauernmärkte errichtet und ich lernte dort, wie ich in Russland einen einzigen Pfirsich kaufe. Ich empfand es als eine vergleichbar bedenkliche Situation wie in der DDR, wo wir für Frühlingzwiebeln und Salate anstehen mussten. Moskau sah aus 25 Kilometern Entfernung schön aus, um es in Nâzım Hikmets Worte zu fassen. Als ich allerdings die Wellblechbauten in den Vororten von Moskau sah und sah, wie an den Ausgängen der Bahnhofstation Lenin Kinder bettelten, dachte ich mir, dass dies nicht der Sozialismus sein könnte, von dem wir träumten. Ich hielt dennoch an meinem Glauben an eine bessere Welt durch den Sozialismus fest, das musste alles einen guten Grund haben und die Partei arbeitete bestimmt schon an einer Lösung.

Während meiner zweiten Studentensommerreise nach Moskau hörte ich in einzelnen Gesprächen von meinen Freunden von der Humboldt-Universität wie sie über die Stasi sprachen, es hörte sich zusammenhanglos an, zugleich auch riesig, ich konnte es nicht glauben. Auf der anderen Seite tobte der Kalte Krieg, und meiner Ansicht nach taten die Imperialisten alles, um das sozialistische System zu zerschlagen. Trotzdem hatte die Arbeit des KGB und der Stasi, indem sie so massiv die eigenen Bewohner\*innen ausspionierten, andere Dimensionen angenommen. Natürlich verstand ich die Ausmaße erst nach dem Fall der Mauer. Das Thema in unserer eigenen Partei zu besprechen, führte auch zu keinem Ergebnis, denn wir sollten uns nicht in die interne Politik des Landes

ein- mischen, wo wir nur zu Gast waren. Dieselbe Antwort hatten wir auch im Gespräch zur Assimilationspolitik der bulgarischen KP gegenüber den türkischstämmigen Einwohner\*innen in Bulgarien erhalten. Denn die sozialistische Republik Bulgarien hatte von 1987-1988 Namensänderungen bei denjenigen angeordnet, die keine slavischen Namen hatten.

### Nicht mehr illegal

Glasnost und Perestroika erreichten auch unsere Partei schon 1987. Vereinigungsbemühungen der Parteien TKP (Türkische Kommunistische Partei) und TIP (Türkische Arbeiter Partei) nahmen an Fahrt auf und die beiden Parteien kamen zu einer Vereinbarung. Es wurde entschieden, dass die Partei nicht mehr illegal agieren werde und so wurde angestrebt, die Partei in die Legalität zu führen. Deshalb kehrten die beiden Sekretäre der Partei, welche in der Türkei gesucht wurden, zurück in die Heimat und wurden direkt am Flughafen festgenommen. Eine außergewöhnliche internationale Solidarität unterstützte die Legalisierungspolitik. Dies hatte für uns zur Folge, dass uns 1989 gesagt wurde, dass wir uns nun selbst um unsere Angelegenheiten kümmern müssten, und selbst entscheiden sollten, was wir nach dem Studium machen möchten – genauso wurde uns auch gesagt, dass fortan die Partei und die bisherigen Strukturen nicht mehr existierten. Natürlich brach zuerst Panik aus, ich war schwanger, wir hatten keine gültigen Papiere, und wir wussten überhaupt nicht, was uns erwarten würden, falls wir in die Türkei

zurückkehren würden. Es war für uns ein unbeschreibliches Gefühl der Leere.

In der Zwischenzeit erreichte die Glasnost-Perestroika trotz des Widerstands durch die SED die Humboldt-Universität. Im Zuge dessen wurden Dozent\*innen eingeladen, welche sich kritisch mit der Politik und der Ideologie der kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) auseinandersetzten. So hatte ich zwei Mal die Gelegenheit, Vorlesungen von Ernest Mandel beizuwohnen. Diese Vorlesungen waren mir sehr wichtig, um die historischen Auseinandersetzungen zwischen Stalin und Trotzki, die Schwerpunkte dieser Auseinandersetzung, Fehlentwicklungen und deren Ursachen eines sozialistischen Staates zu verstehen. Überhaupt konnte ich dadurch kritische und selbstkritische Meinung über unsere Ideologie, über das Parteileben entwickeln.

Wende – Demokratischer Sozialismus vs. Vereinigung?

Wir hatten mittlerweile eine Wohnung an der Storkower Straße erhalten, in der zuvor ein chilenischer Kommunist wohnte. Wir hatten einen Fernseher und ein Telefon, wobei wir das Telefon bis 1990 nicht benutzten und als treue Soldaten der Partei auch nie West-Sender einschalteten. Am 9. November 1989 empfangen wir dann die Nachricht, dass die Grenzübergänge nun offen seien. Wir saßen wie erstarrt vor dem Fernseher. Da wir in einem Hochhaus wohnten, zogen wir nie die Gardinen zu. An diesem Abend taten wir es. Zuerst überkam uns ein tiefes Schweigen, wir verfolgten wie gebannt die Nachrichten; ohne zu wissen, zu verstehen, was passierte und was noch passieren würde, ohne Partei zu sein. Wir wussten von den Protesten, die in Leipzig angefangen hatten. Was die

Proteste zu bedeuten hatten, war mir allerdings nicht so klar. Was war denn im kapitalistischen Westen, dass man dafür auf die Straße gehen muss und protestieren? Wir waren aus einem halb-entwickelten kapitalistischen System geflohen, was war daran so begehrenswert? Demokratische Rechte, demokratische Abläufe innerhalb der Partei, das alles hatte ich zu dem Zeitpunkt nicht auf meinem Zettel, für mich war der Sozialismus, das System, das Richtige. Natürlich schaute ich aus einer völlig anderen Perspektive und ich musste einsehen, dass ich die Menschen, die in einem realsozialistischem Land lebten, nie verstanden hatte. Es ging nicht nur um Reisefreiheit, es ging um die Freiheit, souverän entscheiden zu können. Die Bildungswege und das Gesundheitssystem waren umsonst, es gab keine Arbeitslosigkeit, keine Sorgen, einen Arbeitsplatz zu finden. Nach der Planökonomie war es sogar schon festgelegt, wo man in ein-zwei Jahren arbeiten würde. Was könnte man noch verlangen? dachte ich mir. Die grundlegende Entscheidungsfreiheit darüber und ob eine solche gegeben ist, war allerdings der ausschlaggebende Punkt. Der Westen zögerte natürlich nicht, den Aufschrei nach mehr Freiheit zu manipulieren. Er instrumentalisierte die Menschen, die für Freiheit auf die Straßen gingen und stellte es dar, als wäre es ein Aufruf zur Konsumfreiheit. Ja, wir waren erstarrt vor dem Fernseher.

Wir wussten nicht mehr, wen wir nach Rat fragen konnten. Es gab sogar Anzeichen dafür, dass sich ein bewaffneter Straßenkampf anbahnen würde und wir waren erschrocken. Wir sahen zu, wie die Massen sich auf den Mauern türmten, wie sie sich freuten, kurz dachte ich sogar, dass das alles Konterrevolutionäre seien, klar, die Stasi hatte also doch recht behalten. Nach dem

9. November hatten wir die Wohnung eine Woche lang nicht verlassen. Wir gingen nur raus, um das Notwendigste zu kaufen und kehrten schnell wieder nach Hause, wir waren einfach erschlagen. Nach der Woche bin ich raus und wollte zu meiner Universität gehen, ich ging am Alexanderplatz vorbei und war zu Fuß unterwegs Unter den Linden. Beim Lustgarten und vor dem Palast der Republik konnte ich dann meinen Augen nicht trauen, ein Dutzend LKW beladen mit Bananen, Tchibo Kaffee und Wiener Würstchen hatte geparkt. Hunderte Menschen standen vor den Lastwagen und alle rangen um die Ware, mit der sie beschmissen wurden. Ich war erstarrt, es war grauenhaft. War das die Freiheit also, Chiquita Bananen? War Tchibo Kaffee die Freiheit? Ich kehrte um und ging weinend nach Hause.

Ich hatte in der DDR nie Probleme mit der Reisefreiheit, ich hatte auch nie probiert nach West-Europa zu reisen. Wie ich wieder einmal erst im Nachhinein erfuhr, hatte ich eigentlich das Recht nach West-Berlin und West-Europa zu reisen, wir waren einfach zu treue Parteisoldat\*innen. Schließlich hatte uns die DDR Zuflucht geboten. Es fällt mir schwer, meinen damaligen Geisteszustand wiederzugeben. Ich bin für die Freiheit, allerdings fällt es mir sehr schwer, unsere Situation als Student\*innen in der DDR mit den heutigen Studierenden zu vergleichen, die nach Deutschland kommen. Meine Aufgabe war keine akademische Arbeit, ich war in ein sozialistisches Land gekommen aufgrund meiner ideologischen Probleme mit dem türkischen Staat. Das war ein Klassenkampf, was ist schon die Reisefreiheit? Ich habe die Intentionen der Opposition in der DDR erst Jahre später in Gänze verstanden. Bei den Montagsdemonstrationen ging es nicht per se um eine Vereinigung mit der BRD. Viel

mehr verlangten die Menschen mehr demokratische Freiheit. Dieses Verlangen wurde schnell unter Kontrolle gebracht und gemäßigt. An der Universität besuchte ich weiterhin Seminare. Es herrschte aber großes Chaos, keiner verstand so richtig, was sich abspielte, allmählich veränderte sich die Art der Lehrinhalte und Vorlesungen, es wurde kritischer gegenüber dem System gelehrt, ein Paradebeispiel hierfür waren die Vorlesungen von Rainer Land zum Thema Afghanistan. In der Türkei rechtfertigte ich 1978 den Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan, das war selbstverständlich für meine Rolle als Mitglied der Parteijugend. In den Lesungen von Rainer Land wurde uns ein anderes Bild gezeigt, sei es im Hinblick auf die Agrarpolitik oder den sozialistischen Staat vor Ort. Unser Philosophiedozent Prof. Gerd Irrlitz war mein Lieblingsdozent, ich liebte seine Vorlesungen. Die Lehrkräfte wurden ausgetauscht, es kamen sogar einige Dozenten von der Freien Universität Berlin (FU) und hielten Lesungen. In der Kantine wurden hitzige Diskussionen geführt, ich enthielt mich bewusst, denn ich blieb der Linie treu, mich nicht in die Politik der Schwesterparteien einzumischen. Wir erfuhren, dass einige unserer Dozent\*innen in den Westen ausgewandert waren. Es wurde auch bekannt, dass einige aus unserer Seminargruppe für die Stasi arbeiteten.

Zu dieser Zeit warteten alle auf die Einzelheiten der Abkommen zwischen den beiden Staaten und es wurde viel diskutiert, ich nahm an Versammlungen zu diesen Diskussionen teil. Im Jahre 1990/1991 organisierten wir einige Treffen mit Freund\*innen aus dem Westen und Studierenden aus dem Fach Türkische Ökonomie. Wir hatten uns überlegt, einen solidarischen Verein zu gründen. Leider haben wir unsere Idee nie umgesetzt. Während der Bemühungen zu dem besag-

ten Verein konnte ich erneut beobachten, dass sich, ähnlich wie bei den Montagsdemonstrationen, auch in Bezug auf den Verein alle für einen demokratischeren Sozialismus und nicht für eine Vereinigung einsetzten. Wir sind alle von einer Vereinigung von zwei gleichwertigen Staaten ausgegangen und wir glaubten daran, dass es auch in der Mehrheit der BRD so wahrgenommen würde.

Nachdem die Grenzen im Jahr 1989 geöffnet wurden, wollte ich nur so schnell wie möglich meine Prüfungen abschließen und meine Diplomprüfung ablegen, das hatte die oberste Priorität für mich. 1991 legte ich meine Diplomarbeit über das Thema »Moderne Rechtsstaatsidee bei Montesquieu und Kant« ab und beendete mein Studium. Am 31. Dezember 1989 rief ich das erst Mal, nachdem ich die Türkei verlassen hatte, aus der Telefonkabine gegenüber der Amerika Gedenkbibliothek am Halleschen Tor meine Mutter an. Nach 1991 habe ich angefangen, wieder in die Türkei zu reisen.

#### Erste Erfahrungen von Diskriminierung in West-Berlin – »Ost-Türkin«

Nach der Wende hatte ich stets das Gefühl, dass ich nicht gut genug war, mir wurde dies ständig vermittelt. Ich konnte bis dahin ganz gut mit meinem Studienstipendium leben, musste aber eine Arbeit finden, nachdem ich die Uni abgeschlossen hatte. Ich konnte zu dem Zeitpunkt noch nicht wirklich flüssig Deutsch sprechen. Das Leben wurde nicht leichter für mich nach dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung, ich hatte zwar mein Studium rechtzeitig beendet, aber hatte nun einen Sohn und musste feststellen, dass mein akademisches Diplom zwar anerkannt wurde, aber keinen Platz im be-

ruflichen akademischen System hatte: »Diplomphilosophin gibt es nicht in der BRD.« Alles was mit der DDR zu tun hatte, wurde ohne jeglichen Widerstand entfernt und alles, was in der BRD gängig war, wurde ohne zu hinterfragen in den Neuen Bundesländern implementiert. Mein gesellschaftlicher Status hatte sich verändert, nach den damaligen Gesetzen war ich eine Ausländerin mit fristlosem Aufenthalt. Viele Fabriken wurden ohne guten Grund geschlossen, Abkommen mit anderen Staaten wurden annulliert, die Arbeitslosigkeit stieg rasant an und plötzlich waren viele der Arbeitslosen ausländisch. Plötzlich tauchten ganz viele Vereine auf und versuchten, die Arbeit des Staates im Bereich Arbeitslosigkeit und Ausländerpolitik im Rahmen von Staatsvorgaben im ehrenamtlichen Bereich zu bewerkstelligen. Genau im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen nahm ich in solch einem Verein in Lichtenberg die Arbeit als Sozialberaterin auf. In West-Berlin habe ich keine Arbeit gesucht. Ich war aus dem Osten, also blieb ich auch dort. Diese Maßnahmen waren oft befristet, sowie auch unsere Maßnahme, die für zwei Jahre angesetzt war. Wir waren finanziert durch Mittel der Ausländerbeauftragten und wurden sehr streng kontrolliert. Durch diese Arbeit nahm ich Verbindungen zu Migrantenvereinen aus dem Westen auf und lernte immer mehr Menschen aus der Türkei kennen.

Ich habe es von Beginn an nie verheimlicht, wo ich lebe, wie ich in die DDR kam. Aber wie sollten die Menschen es fassen, wenn nicht mal meine alten Parteigenoss\*innen versuchten, mir näher zu kommen. Eine Türkin, die in der DDR lebt? Die Geschichte war für viele Menschen schlichtweg nicht zu fassen. Viele wussten einfach auch nicht von der Möglichkeit, in die DDR einzureisen,

die ähnlich wie ich politische Schwierigkeiten mit dem türkischen Staat hatten. Dieses war nur durch eine Kooperation der TKP mit deren Schwesterparteien möglich. Letzten Endes habe ich dann doch die Vielzahl der Betitelungen als Ausländer, Fremde, Einwanderin, Deutsche mit Migrationshintergrund, die wir über die Jahre in Mengen erhalten haben, mit ihnen geteilt. Wir, auf der anderen Seite, fühlten uns als Kommunist\*innen erniedrigt, weil wir uns statt mit verehrten sozialistischen Werten mit solchen Problemen beschäftigen mussten. All diese Probleme hätte es nicht gegeben, wenn wir den Klassenkampf gewonnen hätten, genauso die gesellschaftlichen Probleme einer Frau wie Gleichstellung bzw. gleicher Lohn für gleiche Arbeit. Die Informationen, die rückblickend mit Perestroika und Glasnost und der darauffolgenden Wende kamen, waren schockierend für uns. Sogar die Mindestmaße der universellen Menschenrechte wurden von sozialistischen Staaten unterschritten. Das beste Beispiel hierfür war die Situation der Vertragsarbeiter\*innen aus Vietnam, Angola und Mosambik. Es war eine große Enttäuschung, zu sehen, unter welchen Umständen die Mitarbeiter\*innen vor dem Fall der Mauer leben mussten und auch, wie dann alles in der BRD unternommen wurde, damit sie nicht im Land blieben.

1996 entschied ich mich: Auch wenn ich eines Tages in die Türkei zurückkehren werde, möchte ich statt in einer rein türkischen Partei oder Organisation in einer politischen Partei in Deutschland agieren. Es war einfach eine Entscheidung, ich hätte ja alles machen können und mich von der Politik entfernen und wäre vielleicht sogar Künstlerin geworden. Aber ich wollte in das politische Geschehen und ein Teil davon sein und so bin ich Mitglied in der PDS geworden und habe

das nie verheimlicht.

Trotz einiger Phasen der Arbeitslosigkeit beendete ich 1999 mein Jurastudium, das ich 1985 mit meiner Ausreise in die DDR unterbrochen hatte, in der Türkei und wurde dort zur Juristin. Leider konnte ich meinen Beruf in Deutschland nicht ausüben. Ich hatte einen neuen akademischen Titel, aber als überqualifizierte Arbeitskraft ging ich in die Akten und erhielt aufgrund meines Titels nie einen Vorschlag für eine Bewerbung vom Arbeitsamt, wenn ich arbeitslos war. Bis 2001 wurden alle meine Bewerbungen in West-Berlin abgelehnt. Ich verheimlichte meine Vergangenheit und meinen Lebenslauf nicht und hatte auch nicht vor, diese zu verheimlichen. Das war mein Risiko, obendrein war ich Mitglied bei der PDS, Obacht!

Ich beteiligte mich an den Vorarbeiten zu einem Projekt im Gesundheitsbereich. Falls das Projekt genehmigt werden sollte, wäre ich auch eine Mitarbeiterin des Projekts geworden. Als es fertig war und nur noch die Bewerbung ausstand, teilte mir der Vorstand des Vereins mit, dass ich aufgrund meiner politischen Vergangenheit, meiner Zeit in der DDR und meiner Mitgliedschaft bei der PDS die Förderung des Projekts gefährde. Deshalb wurde ich gebeten, das Projekt zu verlassen, da sie die Bewerbung in dieser Form nicht dem Senat vorlegen würden. Später wurde das Projekt genehmigt, und ich war kein Teil davon. Das war die größte berufliche Diskriminierung, die ich im Westen erlebte. Solche Vorfälle setzten sich bis 2001 fort, bis ich schließlich einen Arbeitsplatz in West-Berlin als Sozialarbeiterin erhielt. Das war für mich ein Wendepunkt, mit dem ich eine Hürde überwunden habe.

Ich habe in meiner Zeit bei der PDS gelernt, wie wichtig es ist, sich der Geschichte zu stellen. Auch konnte ich den dem Post-Re-

alsozialismus folgenden, hitzig debattierten großen Theorien und umgesetzten Praktiken und deren Entwicklung beiwohnen. Natürlich hing ich einerseits mit meinem Herzen und meinen Gedanken an meiner alten Partei in der Türkei. Ich hatte Sehnsucht nach unseren Genossinnen und Genossen, meinen Jugendfreund\*innen, nach unserem Enthusiasmus, etwas zu bewegen. Ich hatte immer noch mehr Interesse daran, was in der Türkei politisch passierte. Wie sehr ich mir wünschte, dass ich meine politischen Aktivitäten in der Türkei fortführen könnte. Es ist aber nicht so weit gekommen. Meine alte Partei war in unterschiedlichen Konstellationen bis 1990 aktiv. Ich versuchte, aus meinen praktischen Erfahrungen nützliches Wissen für die geschichtliche Aufarbeitung der linken Bewegung in der Türkei zu ziehen, allerdings ist die erbitterte Sturheit meiner alten Partei und der linken Ideologie, sich gegen eine solche Aufarbeitung zu wehren, um eine Erneuerung zu vollziehen, bis heute gültig und ein Problem.

Innerhalb meiner Arbeit in der Politik hier in Deutschland stellte ich fest, dass ich mich als Einwanderin mit Einwanderungspolitik beschäftigen musste und dass ich ständig in diese Richtung gelotst wurde, obwohl ich ebenso Interesse an Wohnungs- und Bildungspolitik oder auch Gesundheitspolitik hatte. Also wurden die Betitelungen, die mir aufgrund der Gesetzeslage gegeben wurden, in der Politik fortgeführt und übernommen. Natürlich war die Einwanderungspolitik ein wichtiges Feld, trotzdem zeigt uns diese Beobachtung, dass Probleme nicht als Ganzes betrachtet werden. Weil ich eine Person mit Migrationsgeschichte bin, bin ich auf direkte oder indirekte Weise dahingehend motiviert worden, in diesem Politikbereich aktiv zu werden.

Es ist interessant, denn ich habe mich stets wohler gefühlt, wenn ich mit DDRler\*innen umgeben war, denn ich war eine von ihnen, unsere Gefühlswelten hatten Gemeinsamkeiten. Es ist immer noch so ähnlich, auch wenn ich mittlerweile viele gute Freund\*innen und Kolleg\*innen aus dem Westen habe. Ich lebe heute immer noch in der Nähe der Mauer im Osten. Derweil setzte ich meine politische Arbeit in der Partei fort, und ich wurde als erste Migrantin in den Landesvorstand der PDS gewählt und kandidierte 2006 für das Landesparlament. Zwischen 2010 und 2012 war ich Abgeordnete des Landesparlaments. Anschließend arbeitete ich von 2012 bis 2016 in der Rosa Luxemburg Stiftung und versuchte in den ersten drei Jahren das Büro in der Türkei zu eröffnen. Das war eine sehr zermürbende Arbeit sowohl für die Stiftung als auch für mich. Ich ging als die Büroleiterin in die Türkei nach Istanbul. Istanbul hatte sich seit 1985 sehr verändert, die bürokratischen Prozesse gerieten immer wieder ins Stocken, ich sprach persönlich mit vielen hochrangigen Bürokraten und mit einigen Ministern. Meine Gefühlslage war aufgewühlt, ich sprach als Deutsche für eine deutsche Stiftung vor und erkannte meine Lage, meine Telefone wurden abgehört und ich wurde beschattet. Ich war während der Gezi-Protteste 2013 vor Ort, durfte allerdings keine politische Aktivität oder Präsenz zeigen, nicht mal als Beobachterin, um nicht das Vorhaben der Stiftung zu gefährden. Ich habe kaum die Wohnung verlassen und musste an meine Zeit der Illegalität aus früherer Zeit zurückdenken. Nichts hatte sich verändert für mich? Schließlich verliefen die Bemühungen, das Büro in Istanbul zu eröffnen, im Sande. Das Ministerium des Inneren der Türkischen Republik hatte den Antrag abgelehnt.

## Was bleibt

Rückblickend würde ich gerne mit dem Wissen, der kritischen Annäherung von heute, meine früheren Zeiten wiedererleben. Ich meine damit die Erlebnisse aus meiner Partei und die Erlebnisse in der DDR. Die wichtigste Erfahrung aus meiner Zeit in der DDR ist, wie mein Verständnis der Demokratie immer wieder auf den Prüfstand gestellt wurde.

Mir widerfuhr die Unmenschlichkeit, die fast allen DDR-Bürgern wiederfahren ist; als es klar wurde, dass ich in einen Sitz im Landesparlament beziehen würde, sollte ich den offiziellen Nachweis erbringen, keine Stasi- Informantin gewesen zu sein. Was oder wen sollte ich in meiner Situation innerhalb der illegalen Konspiration denn ausspioniert haben? Das war für mich offensichtlich. Ich habe dann meine Stasiunterlagen eingefordert und in den Dokumenten ist zu sehen, dass es keinerlei Zugehörigkeit oder Zusammenarbeit gegeben hat. Eine ähnliche Haltung hatten meine türkischen Genoss\*innen aus dem Westen. Immer, wenn irgendwelche Nachrichten zu Stasifunktionen von Türkeistämmigen kursierten, fragten sie mich, wann denn meine Funktionen an das Tageslicht kommen werden. Sie wollten einfach nicht wahrhaben, dass in der Hinsicht in meinem Fall nichts zu finden war.

Meine Gedanken zur DDR, meine Unruhe bezüglich der zum Vorschein gekommenen Informationen zu den Ungerechtigkeiten der SED und der DDR habe ich lange Zeit in mir diskutiert. Das Vorgehen der Partei, im stalinistischen Geiste Strafen gegen die Intellektuellen im eigenen Land verhängt zu haben, zu erfahren, dass die DDR, die zuvor noch die Taktgeberin in den Friedensverhandlungen

gen in Helsinki gewesen war, aufgrund der finanziellen Schwierigkeiten Handel mit Waffen betrieben oder die Assimilationspolitik in Bulgarien unter dem Deckmantel des Sozialismus gut geheißten hatte, das alles führte mich in eine verheerende Demotivation. Die Rückkehr der Führungsriege der TKBP (Vereinigte Kommunistische Partei der Türkei) zur Aufnahme der legalen politischen Arbeit war der Beginn des Zerfalls und zeigte beispielhaft, wie schwierig es ist, sich neu zu erfinden. Mich schmerzt es bis heute am meisten, wie mit den Errungenschaften der DDR nach dem Fall der Mauer umgegangen wurde. Alles wurde einfach entsorgt, Marx' und Lenins Bücher lagen überall herum, aber wie viele konnte ich schon sammeln? Bis heute bewahre ich die Werke von Marx und Engels, die ich vor der Polizeiakademie in Biesdorf gefunden habe, mit großer Sorgfalt auf. Die Entsorgung aller Werte, die innerhalb der 40 Jahre aufgebaut wurden, wirkt sich auf die Generation von heute aus, die damals noch im Kindesalter war. Es gibt einen Verlust der Übertragung, niemand steht noch für die Werte von damals ein und das ist eine der Erklärungen für den Aufstieg der rechten Tendenzen in den neuen Bundesländern. Werte wie Solidarität, wie Antifaschismus, Antirassismus, Kampf für eine menschliche Gesellschaft für Menschen ohne Ausbeutung und Unterdrückung.

Ich habe diese Zeilen zum 30. Jahrestag des Falls der Mauer geschrieben und fühle mich weiterhin emotional aufgewühlt. Jedoch bin ich sehr froh, dass wir die kritischen Tage damals ohne die Anwendung von Gewalt erlebt haben. Das ist mir besonders wichtig.

»Nur keine Angst. In jener anderen Sprache, die ich im Ohr, noch nicht auf der Zunge habe, werde ich eines Tages auch darüber reden.«

Christa Wolf in »Was bleibt«